

Carla Aubry | Michael Geiss |
Veronika Magyar-Haas | Damian Miller (Hrsg.)

Positionierungen

Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik
und Politik

Festschrift für Jürgen Oelkers

BELTZ JUVENTA

10-3161 48084



12-4575

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2012 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, Hemsbach

Druck nach Typoskript

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-2860-7

Inhaltsverzeichnis

Carla Aubry / Michael Geiss / Veronika Magyar-Haas / Damian Miller
Von der Uneinheitlichkeit erziehungswissenschaftlichen Sprechens 9

Über Pädagogik sprechen

Gert Biesta
Wanted, dead or alive: educationalists.
On the need for academic bilingualism in education 20

Roland Reichenbach
Pädagogischer Dilettantismus 34

Disziplinäre Verortungen

Isabell Diehm
(Frühe) Förderung – Eine schillernde Semantik der Pädagogik 50

Sabine Andresen
Die »gute Familie«. Zur Herstellung von Familienbildern 66

Markus Rieger-Ladich
Schmerz und Scham. Lernprozesse im Museum 80

Margrit Stamm
Erziehungswissenschaft im Kontext der Bildungspolitik.
Kritische Reflexionen zu einem schwierigen Verhältnis 95

Katharina Maag Merki
Die Rolle der empirischen Erziehungswissenschaft
im Kontext der Steuerung des Bildungssystems 109

Dirk Rustemeyer

Complexio oder coincidentia?

Gegensätze, Politik und Offenbarung

1. Repräsentation oder Reflexion? Carl Schmitt und Nikolaus von Kues

1923 betrachtet Carl Schmitt das Schicksal des Abendlandes im Spiegel der römisch-katholischen Kirche. Diese erscheint ihm als Musterfall paradoxer Rationalität. Worin gründen, fragt Schmitt, ihre mythische Kraft und politische Beweglichkeit? Seine Antwort lautet: Die katholische Kirche ist eine »complexio oppositorum« (Schmitt 1923/1984, S. 11ff.)¹. Politische, theologische, psychologische und juristische Bestimmungen kommen in dieser Formel zusammen. Politik, Metaphysik und Religion verbinden sich als Form der Wirklichkeit. Im Unterschied zu einem Positivismus vermeintlicher Tatsachen betont Schmitt die Darstellungsbedürftigkeit des Politischen. Entgegen dem Glauben an technisch-ökonomische Kalküle oder diskursive Vernunft vertraut er auf Konzepte der Person und der Entscheidung. In der Kirchenorganisation will er die Verbindung dieser Elemente im Blick auf die Idee Gottes erkennen.

Schmitts Betrachtungen zur Kirche entsprechen seiner Überzeugung, alle prägnanten juristischen Begriffe seien »säkularisierte theologische Begriffe« (Schmitt 1922/⁶1993, S. 43). Ordnungsfragen stellen sich ihm als Fragen der Form. Form versteht Schmitt als Entscheidung. Auf diese Weise ergibt sich eine Analogie zwischen der theologischen Frage nach Gott und der politisch-juristischen Frage nach dem Souverän. Theologische Unterscheidungen präsentieren sich für Schmitt als politische Entscheidungen. Was theologisch als Einheit der Differenz von Gott und Welt behandelt wird, verwandelt sich aus der Perspektive des Juristen zu einer innerweltlichen Paradoxie. Die Paradoxie des Souveräns, unbegründbarer Grund der Ordnung zu sein, entfaltet Schmitt zur Logik des Ausnahmezustands. Eine durch nichts legitimierte Deziision erschafft demnach Ordnung. Absolutes erscheint als Unterschied, durch den die Ordnung der Welt in der Welt zur Disposition gestellt wird. Das zu übersehen, meint Schmitt, heißt, den Souverän aus der Welt zu vertreiben und an die Stelle eines transzendenten Gottes die Immanenz politischer Verfahren zu setzen (vgl. ebd., S. 14, 53). Der Paradoxie von Ordnung werde das so wenig gerecht wie der Form des Ausnahmezustands oder dem Begriff Gottes. Am Prozess der Säkularisierung glaubt er beobachten zu können, wie Aufklärung, parlamentarische Demokratie und Industrialisierung dem einlullenden Glauben an die gesellschaftliche Immanenz der Vernunft Vorschub leisten. Die Absolutheit des

Souveräns sei darüber in Vergessenheit geraten. Schmitts Begrifflichkeit will das Absolute – als Entscheidung – wieder in die Welt einführen. Der Souverän gleicht aus dieser Sicht dem transzendenten Gott. Deshalb repräsentiert die katholische Kirche als politisch-religiöse Organisation sowohl das Prinzip göttlicher wie auch politischer Macht. Seine eigene Terminologie arbeitet Schmitt zu einer »radikale(n) Begrifflichkeit« aus; er verleiht ihr »eine bis zum Metaphysischen und zum Theologischen weitergetriebene Konsequenz«. In dem »metaphysischen Bild« und der »politischen Organisation« einer Epoche erkennt Schmitt nämlich »dieselbe Struktur« (ebd. S. 50).

Fundiert sieht Schmitt die Eigenart des Katholizismus in der strengen Durchführung des Prinzips der »Repräsentation« (Schmitt 1923/1984, S. 14). Anders als eine rechnende, technisch orientierte Zweckrationalität, in deren Wertschätzung Kapitalismus und Sozialismus übereinkommen, verkörpert die Kirche eine wesentlich juristische Rationalität. Priestertum und Amt verschmelzen in der Repräsentation der Idee Christi zu personaler Einheit (vgl. ebd., S. 23f.). Aus der Idee gewinnen konkrete Personen Autorität und Ethos. Im Prinzip der Repräsentation wiederum findet Schmitt eine Parallele zwischen Kirche und Staat. Beim Siegeszug der »großen Maschine« (ebd., S. 33) von Industrialisierung und Demokratie droht diese Gemeinschaft verlorenzugehen. Die Existenz der Idee in der Kirchenorganisation verlangt hingegen eine juristische Rechts-Form, eine ästhetische Form des Erscheinens und eine politische Macht-Form (vgl. ebd., S. 36). Durch die Berufung auf Christus vermag die Kirche wie ein staatlicher Souverän Recht nicht nur zu sprechen, sondern zu schaffen. Die Kirche »repräsentiert den regierenden, herrschenden, siegenden Christus. Ihr Anspruch auf Ruhm und Ehre beruht im eminenten Sinne auf dem Gedanken der Repräsentation« (ebd. S. 53, vgl. auch S. 50). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sei die Kirche die einzige Organisation, die der Idee des Politischen treu bleibe.

Schmitts Begriff einer *complexio oppositorum* verweist implizit auf den Cusanischen Begriff einer *coincidentia oppositorum*. Zwar geht Schmitt nicht ausdrücklich auf die Metaphysik des Nikolaus ein, doch ist seine Terminologie so gewählt, dass ein Vergleich der beiden Konzepte naheliegt. Diese begriffliche Nähe nehme ich zum Anlass einer Darstellung, die aus den unterschiedlichen Auffassungen von Schmitt und Cusanus über die Bedeutung des Gegensatzes Einsichten in Reflexionsformen des Politischen ableitet.

In Verbindung mit den Begriffen der Repräsentation, der juristischen Form und der Person führt Schmitts Begriff einer *Complexio* zur Umfärbung des Begriffs der Idee. An dieser Verschiebung werden die Konsequenzen von Schmitts Lesart der Metaphysik ebenso deutlich wie die Funktion des Gottesbegriffs für ein Verständnis des Politischen. Mit dem Ausdruck der *invisibilia* greift Nikolaus von Kues auf Platons Ideentheorie zurück. Er möchte zeigen, wie aus der Wahrnehmung der sinnlichen Welt heraus unser Blick auf Gedankliches geleitet wird. Erst dadurch verstehen wir, was wir sehen. Unsichtbares, so Nikolaus, wird unsichtbar erblickt (vgl. Nikolaus von Kues 1982, S. 268ff.). Gesehen wird Unsichtbares im Symbolischen.

¹ Zitiert nach der zweiten Auflage 1925.

Dazu verhilft die Tätigkeit des Ähnlichmachens (ebd., S. 289). Absolutes erfassen wir im Gleichnis. Gegensätzliches fällt im Vollzug eines Gleichnisses zusammen. So wie das unendlich Schnelle mit der vollständigen Ruhe koinzidiert, begreift der menschliche Verstand die Begrenztheit einer zweiwertigen Logik. *Coincidencia* erläutert Nikolaus als Verfahren.² Ausüben können wir es an allen *opposita*, also nicht nur an den konträren, sondern auch an den kontradiktorischen Gegensätzen. Im Verfahren der Gleichnisbildung gelangt das Denken über seine formale logische Gestalt hinaus (Flasch 1998, S. 59ff.). Der Begriff einer *coincidentia oppositorum* zielt auf die symbolisch vermittelte Erkenntnis des Absoluten. In dieser Reflexivität des Denkens werden die zugrundeliegende Einheit des Unterschiedenen und die ordnende Leistung begrifflicher Unterscheidungen für die Wahrnehmung der sinnlichen Welt nachvollziehbar. Es handelt sich dabei nicht um ein Wissen, das selbstgewiss die Kontingenzen der Welt bestimmt oder dezisionistische Züge trägt. Gott, von dem Nikolaus spricht, ist kein absolutistischer Souverän. In seiner Schrift ›De concordantia catholica‹ (1433/1434) redet Nikolaus über die Rolle von Papst und Konzil sowie über die Form des Rechts. Er findet deutliche Worte, indem er die Geltung der Gesetze an die Zustimmung der Betroffenen knüpft. Gültiges Recht ist natürliches Recht, wie es vernünftiges Recht ist. Dessen Geltung ist nicht an eine bestimmte Religion gebunden, entspringt sie doch dem Wesen des Menschen. Der Papst ist solange Haupt der Kirche, wie er nicht häretisch wird.

Dagegen lässt sich Schmitts Rede von einer *complexio oppositorum* als Versuch betrachten, an die Stelle des Zusammenfalls zeichenhaft unterschiedener Bestimmungen im Denken die reale Koexistenz widersprüchlicher Merkmale des Absoluten in der Wirklichkeit zu setzen. Für Eintracht besteht dann keine Notwendigkeit. Gegensätze fallen nicht in der Reflexion zusammen. Das Ganze gelangt in seinen Gegensätzen zur Erscheinung. Es besteht in diesen. So vereint die Kirche alle Staats- und Regierungsformen in sich, kooperiert mit unterschiedlichen politischen Anschauungen und Gruppen und passt ihr Handeln wechselnden Bedingungen an. *Complexio* bedeutet hier soviel wie Zusammenbestehen des Verschiedenen. Schmitt legt den Begriff mengenlogisch als etwas Umfassendes an: »Es scheint keinen Gegensatz zu geben, den sie (die Kirche, D.R.) nicht umfaßt« (Schmitt 1923/1984, S. 11). Auch die Bedeutung von *complexio* als Synthesis eines Urteils tritt hinter die Koexistenz von Gegensätzen zurück. Auf diese Weise wird aus der philosophischen Idee, die bei Platon und Nikolaus zur intelligiblen Bestimmung des sinnlich Wahrnehmbaren dient, eine primär politische Idee. Für deren juristisch-politische Realrepräsentation soll die Kirchenorganisation sorgen. Repräsentation erfordert aus dieser Sicht Personalisierung in Form eines Amtes. Der Papst wird zum Modell absoluter Souveränität. Er monopolisiert das Wort und die Macht. In ihm nimmt der Gedanke Gottes innerweltlich Form an. Der Terminus *complexio* markiert eine

2 Das übersieht Paulina O. Espejo in ihrem Vergleich von Kues und Schmitt, wenn sie von einer Passivität des Geistes bei Cusanus spricht und diese als »mystical experience« charakterisiert (vgl. Espejo 2006, hier S. 24).

Koexistenz des Gegensätzlichen in der Welt, die eine empirische Macht der Kirche – weniger die Koinzidenz der *opposita* im symbolischen Raum des Denkens, mithin in der Vernunft der Einzelnen – begründet. Angesichts der Faktizität des Gegensätzlichen soll die Dezision politisch Ordnung schaffen. Aufgabe der Cusani- schen Vernunft war es, Negationen des Verstandes zu negieren, um zu einem präzise Ununterscheidbaren zu gelangen. Mengenlogisch ist *coincidentia* nicht zu verstehen. Das Bestreben von Nikolaus richtet sich gerade auf die Überwindung einer aristotelisch fundierten Mengenlogik, die Schmitt zum politisch-theologisch-metaphysischen Paradox forciert und im Begriff der Repräsentation zuspitzt.

Aufgabe des Souveräns bei Schmitt ist es, im Staat wie in der Kirche, rationale Unentscheidbarkeit angesichts einer Koexistenz der Gegensätze qua Dezision in einen Zustand der Bestimmung umzuformen. Darin zeigt sich für Schmitt das innerweltliche Absolute. Es ist kaum zuviel gesagt, dass in dieser Sicht faktische politische Macht und Offenbarung Gottes zusammenfallen. Wenn die reale Einheit der Kirche in der Koexistenz der Gegensätze besteht, ist ihre empirische Macht gerechtfertigt. Das verleitet Schmitt dazu, den christlichen Gott im Lichte seiner Staatsvorstellung als absolute Entscheidungsinstanz vorzustellen. Repräsentiert die Entscheidung die Form des Souveräns und bildet sie das innerweltliche Analogon des Absoluten, dann eignet sich diese Form dazu, von beliebigen Akteuren ausgefüllt zu werden. Der Unterschied zwischen guter oder schlechter Herrschaft entfällt in einer Logik der Dezision. Schmitts Berufung auf die Repräsentation der Idee Christi bleibt de facto leer. Wer Nachfolger Christi in der Welt ist, wird zur Frage der Macht. Gott und Teufel sind, theologisch wie politisch, verwechselbar geworden. Aus der Logik dieses Denkens heraus erscheint Schmitts politische Haltung 1933 so verständlich wie kontingent: Verständlich, weil Hitler den Souverän repräsentierte, kontingent, weil es jeder Usurpator absoluter Macht hätte gewesen sein können.

In der Verschiebung der Begrifflichkeit von einer *coincidentia* zu einer *complexio oppositorum*, wie Carl Schmitts Text sie ohne nähere Diskussion der Cusani- schen Terminologie nahelegt, meldet sich eine andere Auffassung von der Rolle der Reflexion. Mich interessiert an der Differenz der Terminologie von Schmitt und Cusanus die Implikation für ein philosophisches Konzept der Reflexion und der Darstellung in bezug auf eine Philosophie des Politischen. Aus der Perspektive des Juristen bedürfen Formen der Darstellung. Die hohe Bedeutung der ›Repräsentation‹, über die sich für Schmitt ›Idee‹ und ›Amt‹ verschränken, bringt das zum Ausdruck. Im Blick auf die Kirche als einer politisch bewunderten Organisation bekommt die Idee der Repräsentation eine über ihre logische und epistemische Bedeutung hinausgehende politische Note. Es handelt sich nicht um den Vollzug einer Darstellung, die unser Denken gleichnishaft vollzieht und symbolisch bestimmt. Eher geht es um die Autorität des Entscheidens in mehrdeutigen Situationen und um die Sichtbarkeit des Entscheidenden. Kern der Idee wird ihre innerweltliche Bestimmbarkeit. Während Nikolaus sich auf die Platonische Philosophie besinnt, um dem vorschnellen Vertrauen in eine zweiwertige Logik das unendliche Geschäft reflexiver Bestimmungen des Sinnlichen wie des denkend Entgegengesetzten entge-

genzuhalten, fordert die juristische Logik Schmitts die Notwendigkeit zur Dezision und die politische Realisierung der Form.

Deshalb wird der Aspekt der Entscheidung gegenüber dem Unterscheiden sowie dem Kontext möglicher Unterschiede bei Schmitt dominant. Den Zusammenhang von Metaphysik, Politik und Religion schlüsselt er von der Politik – verstanden als Theorie und Praxis des Entscheidens – her auf. In der Konsequenz dieses Gedanken liegt es, die ›Idee‹ vom Begriff der Repräsentation aus zu verstehen. Nikolaus von Kues hingegen schlägt mit seiner Auffassung des Denkens als einer Tätigkeit des Ähnlichmachens und der Gleichnisbildung einen anderen Umgang mit dem Problem der Form vor. Deshalb verwendet er einen anders gelagerten Begriff von ›Idee‹. Sein Konzept ermöglicht eine Philosophie der Darstellung, die den Engführungen Carl Schmitts dadurch ausweicht, dass sie statt von Repräsentation von Reflexion ausgeht. Reflexionen bilden nichts ab, sie repräsentieren ihre Gegenstände nicht analog, denn sie vollziehen eine Bewegung, die zeigt, was logisch nicht eindeutig bestimmbar ist. Nicht zuletzt im Blick auf politische Institutionen macht diese Form des Unterscheidens einen Unterschied. Ein Prozess der Säkularisierung zwingt nicht zur Preisgabe des Cusanischen Reflexionskonzeptes oder zur geschichtsphilosophischen Skepsis gegenüber der Demokratie. Das gilt umso mehr, wenn man das Verfahren des Ähnlichmachens als symbolische Praxis begreift. An den engeren theologischen Begriff Gottes ist das Verfahren symbolischer Vollzüge nicht unbedingt gebunden. Es erlaubt jedoch einen anderen Blick auf die Frage nach der Offenbarung. Die Einheit, auf die Nikolaus mit seiner *coincidentia* philosophisch, theologisch und politisch zielt, muss dazu in ein Konzept der Darstellung umgearbeitet werden, um den Gedanken der Form als Vollzug hervorzuheben.

2. Gläubige oder Bürger? Ethos und Entscheidung

Das glückt, wenn Nikolaus Recht hat, am besten gleichnishaft. Ich erweitere die Darstellung der Reflexionsformen von Gegensatz und Unterscheidung im Blick auf das Politische deshalb um ein Beispiel, das die Fragen nach Gott, Souverän und Unterscheidung stellt. Betrachten wir eine Schlüsselszene aus Fred Zinnemanns Filmklassiker *High Noon*.³ Im Medium des Westerngenres fragt der Film nach den Fundamenten politischer Ordnung. An zentraler Stelle geht es auch um die Kirche. Dass es sich hier um eine protestantische Kirche handelt, spielt für die Reflexion der Funktion von Kirche im Kontext gesellschaftlicher Unterscheidungen und Organisationen für meine Zwecke eine untergeordnete Rolle. Im Mittelpunkt steht die aristotelische Frage, was gute Bürger und gute Gemeinwesen ausmacht. Worin besteht das Ethos eines Mannes? Wie erkennen wir es? Welche Rolle spielt die Religion? Unterscheiden sich politische und religiöse Tugenden? Klassische Topoi der

3 Regie: Fred Zinnemann. Deutscher Titel: Zwölf Uhr mittags. Länge: 85 Minuten. 1952. Produktion: Stanley Kramer.

Tragödie und der politischen Philosophie werden, sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, im Kino aufgerufen. Carl Foremans Drehbuch beschreibt eine Entscheidungssituation: Will Kane (Gary Cooper), Marshal von Hadleyville, wird nach der Heirat mit Amy (Grace Kelly) gerade aus seinem Amt verabschiedet. Als er den Marshal-Stern ablegt und seinen Colt an den Nagel hängt, erreicht ihn die Nachricht, der berühmte Frank Miller (Ian MacDonald) sei aus dem Gefängnis entlassen. Mit seiner Bande will er sich an Kane rächen. Nachdem Kane zunächst widerwillig der Bitte seiner Frau nachgibt und die Stadt verlässt, besinnt er sich anders. Er kehrt um und nimmt den Kampf auf. In dieser Situation ist die Stadt ohne ›Souverän‹. Der neue Marshal wird erst für den kommenden Tag erwartet. Kane ist nicht mehr im Amt. Seine Frau, eine Quäkerin, distanziert sich von ihm, weil ihr Glaube Gewalt verbietet. Gastronomen der Stadt freuen sich auf Umsätze durch die Miller-Bande. Unterstützung, die Kane sich durch die Bürger erhofft, bleibt aus. Richter Percy Mettrick (Otto Kruger) erteilt Kane eine Lektion in Geschichte: Auch in Athen hätten die Bürger einen Tyrannen wieder in ihre Stadt gelassen. Gibt es also keine politische Vernunft, die Bürger befähigt, aus der Geschichte zu lernen? Mettrick jedenfalls ist skeptisch, packt seine Richterutensilien zusammen und reist ab. Recht, meint er, lässt sich nur in friedlichen Gesellschaften sprechen, in denen der Richter am Leben bleibt.

Floyd Crosbys Kamera zeigt uns den Marshal in ständiger Bewegung. Die Suche nach Unterstützung führt ihn zu den wichtigen Orten und Personen der Stadt. Sein Wunsch, die Verbindung der Bürger in der Situation der Gefahr herzustellen, scheitert. Gute Gemeinschaften kann man nicht nach Bedarf erzeugen. Als gerade der Gottesdienst gefeiert wird, betritt er die Kirche. Zinnemann zeigt uns nun ein Lehrstück in Sachen Demokratie, das die Gegenwart als Wiederholung der tragischen Episode aus dem alten Athen vorführt. Freie Bürger lassen den Tyrannen freiwillig in ihre Stadt. Die Parallele zwischen Athen, Hadleyville und dem Berlin des Jahres 1933 liegt auf der Hand.

Die Kamera zeigt zunächst die Kirche von außen, schneidet dann um und öffnet den Blick von innen nach außen. Kane steht auf der Schwelle. Sein Erscheinen unterbricht den Gottesdienst. Die Gläubigen wenden ihre Blicke vom Pastor zum Marshal. Beide stehen einander auf einer Blickachse gegenüber. Kane bittet schlicht um ›Hilfe‹. Er appelliert nicht an Christen, Wähler oder Interessen, sondern an Menschen. Fünf Bürger wollen dieser Bitte spontan Folge leisten. Doch sogleich meldet sich die Stimme der ›Vernunft‹, um die Situation zu klären. Was ist überhaupt der Fall? Der Reihe nach werden Fragen gestellt und Bedenken vorgetragen, die durchaus ihre Berechtigung haben. Beispielsweise ist Kane gar nicht mehr im Amt. Ist der Konflikt darum überhaupt ein politischer oder nicht eher ein privater? Der Bürgermeister resümiert mit einer rhetorischen Meisterleistung schließlich die Debatte: Er rühmt die Verdienste Kanes und betont den Aufstieg der Stadt. Ihr neues Ansehen ›oben‹, in der Regierung, dürfe von Gewalt nicht beschädigt werden. Deshalb sei es das Beste, Kane würde die Stadt verlassen. Der Pastor lehnt die Verantwortung dafür ab, ein Verhalten gutzuheißen, das zum Töten führen kann. Reli-

gion bietet keine Hilfe in einer Situation, die Handlungsoptionen unsicher werden lässt. Allerdings ist Kanes Bitte um ›Hilfe‹ ein Appell an christliches, wenn auch nicht unbedingt kirchlich legitimes Verhalten. Christlich könnte ein Handeln heißen, das Gott gerade nicht in Texten oder Argumenten sucht. Ein Mann, Ezra, dessen Name auf die Verknüpfung von Gott und Hilfe anspielt, ist der einzige, der – vergeblich – spontan die Unterstützung Kanes ohne Rekurs auf Rasonnements verlangt. Die Kirche als empirische Organisation, repräsentiert durch den amtierenden Pastor, gerät in Gegensatz zur Kirche als Idee, die Gott durch Hilfe in der Welt anwesend sein lässt, aber gerade nicht durch Amtsträger repräsentiert wird.

Marshal, Pastor und Bürgermeister bilden ein logisches, dramaturgisches und visuelles Dreieck. Dieses Dreieck vollzieht sich auf der Leinwand als Serie von Unterscheidungen, die im Raum der Kirche als System von (Um)Wandlungen und im Bild als Korrespondenz politischer und räumlicher Positionen stattfinden. Die Schwelle, auf der Kane zunächst verharrt, signalisiert, dass diese Unterscheidungen keine festen Gegensätze markieren. Es handelt sich um Unterscheidungen, die gekreuzt, benutzt und transformiert werden. Indem das Kinopublikum die Bewegung des Unterscheidens vollzieht, entfaltet sich eine Form, die Bestimmtheit als unterscheidungsgebundene Beobachtung gewinnt. Metaphysik, Politik und Religion erscheinen als Ordnungen, die dem Unterscheiden einen jeweils anderen Kontext verleihen. In der konkreten Situation sind sie als verschränkte Entfaltungen eines Formprozesses verständlich. Im Mittelpunkt der Szene steht die Frage nach der Anwesenheit Gottes und des Souveräns in der Welt. Die Antwort darauf bestimmt, was ein gutes Leben, ein guter Bürger und ein guter Staat sind. Konkrete Antworten bestimmen die allgemeine Frage nach der Form des Guten als eine je besondere Frage. Offenbart sich Gott, fragen wir uns als Zuschauer beim Betrachten der Szene, nicht in der Öffnung der Welt zu einem Feld politischer Optionen und Vorstellungen vom Guten? Wird Gott durch seinen Vertreter, den Pastor und die Heilige Schrift, repräsentiert? Oder existiert er auf andere Weise, nämlich als Hilfe, die einem Menschen geschenkt wird, wie Ezra es nahelegt? Kanes Eintreten in die Kirche unterbricht die Lesung des Pastors aus dem Buch Maleachi 3,19 an der Stelle, die von den Gerechten und den Gottlosen handelt. Wer gehört zu ihnen? Mit eben dieser Frage konfrontiert die Situation die versammelten Gläubigen als Bürger wie auch den Kinozuschauer, der das Verhältnis von Glaubensunterscheidungen und politischen Entscheidungen als strittiges beobachtet. Schrift und Pastor beantworten nicht die Frage, wie richtig unterschieden werden soll. Wie kann man wissen, ob man gerecht oder gottlos ist? Diese scheinbar metaphysische oder theologische Frage bekommt sofort eine konkret innerweltliche, nämlich politische Bedeutung. Gläubige sind Bürger eines Staates. Sollen sie ihrem Gott auch als Bürger dienen? Das verlangte wohl mehr von ihnen als regelmäßigen Kirchgang. Entspräche es einem demokratischen Staat, sich an den Maßgaben der Kirche zu orientieren? Als Bürger jedenfalls wollen sie sich, wie die Szene betont, weniger von der Bibel als von der Vernunft leiten lassen. Aber die Stimme der Vernunft mündet in die Kakophonie der Bedenken, Zweifel und Interessen. Politische Form gewinnt sie schließ-

lich in der Rhetorik des Bürgermeisters. Dessen Wort wird zur Form der Wirklichkeit. Es entscheidet das Gerede und führt zum Ausschluss Kanes. Es wird nicht entschieden, das Problem wird verschoben. Weder als Gläubige noch als Bürger stimmen die Anwesenden ab. Schweigen führt das Ende der Debatte herbei. Der Pastor unterstreicht den Ausschluss Kanes, indem er politische Verantwortlichkeit von sich weist. Damit wird Kanes Entscheidung zum Kampf grundlos, kann sie doch weder eine kirchliche noch eine demokratische oder juristische Legitimationsgrundlage für sich geltend machen.

High Noon bietet jedoch noch eine andere Antwort auf die Frage nach der Paradoxie des Entscheidens. Denn die eigentliche Hauptfigur des Films ist das Symbol des Sterns. Dessen Konnotationen sind seit der Antike religiös und politisch (vgl. Scholem 1948/2010). Zinnemann zeigt uns Will Kane als einen Mann, der, wie Paulus, eine persönliche Bekehrung erlebte. Kane vollzog diese Bekehrung, als er den Stern ›genommen‹ hat. Der Stern ist für ihn kein bloßes Abzeichen aus Blech, das man nach Belieben ablegen kann, wie sein Deputy es tut. Das Symbol existiert, als konkretes Allgemeines, in der Besonderheit der Taten. Öffentliches und Privates lassen sich kaum säuberlich scheiden. Für Taten sind keine anderen Maßstäbe – etwa kirchlicher Segen oder demokratische Legitimation – gültig als das Ethos des Bürgers. Ein Ethos ist ein besonderes Allgemeines und allgemeines Besonderes – ein ›Habitus‹, den Personen inkorporieren. Als Symbol wird der Stern in seinen Darstellungen, mithin in der Besonderheit einer Kontextur des Unterscheidens und in der Besonderheit einer Perspektive des Beobachtens, sichtbar. Er macht einen Zusammenhang über allen Details offenbar, den wir anders nicht sehen könnten. Wir, die Kinozuschauer, sind es, die das Zeichen erkennen, wenn wir den Film anschauen. Niemand in Hadleyville könnte unsere Einsicht haben. Was wir sehen, ist eine ›Idee‹.

3. Akteure oder Zuschauer? Wirklichkeit und Darstellung

Betrachten wir diese Filmszene unter der Perspektive einer *complexio* und einer *coincidentia oppositorum*. Hadleyville, eine filmreale Stadt im Wilden Westen, bildet im Film und für uns ein Analogon zu Athen und erinnert uns an die Geburt der Demokratie in der griechischen Polis. Zinnemann thematisiert das Problem der Souveränität als Frage der Entscheidung: Was soll ein Mann, ein Bürger und ein Marshal tun? Was bedeutet es, den Stern ›genommen‹ zu haben? Marshal Kane bewegt sich zwischen Gegensätzen. Amt, Recht, politische Gemeinde und Kirche stehen sich gegenüber, doch bilden sie erst gemeinsam die politische Realität der Stadt. Bürger und Schurken, Männer und Frauen haben gegenläufige Interessen. Kane trifft eine existentielle Entscheidung – einsam und unter Einsatz seines Lebens.

Diese Konstellation könnte Carl Schmitt Recht geben. Überzeugungskraft bezieht eine solche Deutung aus der Logik der Filmwirklichkeit. Für die Bürger Had-

leyvilles ist das Bild zutreffend. Doch aus der Sicht des Kinozuschauers gibt es eine zweite Perspektive: Er beobachtet die Szene als Darstellung. Diese Darstellung ermöglicht es, zwischen der Wirklichkeit des Zuschauers und der Filmwirklichkeit zu unterscheiden, um beide aufeinander zu beziehen. Gegensätze lassen sich so als Momente einer Darstellung betrachten. Zur Einheit in Verschiedenheit gelangen sie durch die Reflexion des Zuschauers. In der Wirklichkeit Hadleyvilles existiert diese Einheit ebensowenig wie in der Wirklichkeit des Zuschauers außerhalb des Kinos. Auch wenn die Wirklichkeit sich den Akteuren als *complexio* präsentiert, verweist ihre Darstellung auf eine *coincidentia* der Gegensätze. In der Darstellung verwandeln sich Unterschiede zu Unterscheidungen. Unterscheidungen machen Unterschiede in kontingenten Kontexturen des Unterscheidbaren: in einer spezifischen Welt. Der Beobachter sieht, wie in einem Auswahlbereich möglicher Unterscheidungen – hier: der Filmwirklichkeit Hadleyvilles – unterschieden wird, und er bezieht diese Unterscheidung auf seine eigene Beobachtungsform. Aus einem einfachen Sehen wird ein doppeltes Sehen. Letzteres ermöglicht zu sehen, was direkt nicht darstellbar ist: das Diagramm der Unterscheidungen, dessen Bestimmtheit durch das Wie seines Vollzugs, nicht durch das Was eines Repräsentierten entsteht (vgl. Rustemeyer 2009; ders. 2012). Diese Form der Beobachtung bedient sich der Darstellung. Im Abendland wurde sie zeitgleich mit der Entstehung demokratischer politischer Formen als kulturelle Beobachtungsform hervorgebracht und reflektiert: in der Philosophie und im Theater.

Carl Schmitts Verknüpfung metaphysischer, theologischer und politisch-juristischer Unterscheidungsordnungen rückt unter diesem Blickwinkel in einen neuen Kontext. Metaphysik, Religion und Politik markieren Unterscheidungsordnungen, die auf je ihre Weise einen Aspekt der Form des Unterscheidens entfalten. Stellt die Metaphysik die Frage nach der Bestimmtheit als Frage nach der Form des Unterscheidens, so behandelt die politische Philosophie die Frage des Unterscheidens als Problem des Entscheidens; Unterscheiden und Entscheiden wiederum sind Formen der Frage nach dem Kontext des Unterscheidbaren – der Welt, die von der Theologie innerweltlich als Differenz von Gott und Welt dargestellt wird. Gemeinsam verweisen sie auf eine *coincidentia*, denn das Problem der Form erscheint als Prozess der Entfaltung von Unterscheidungen. Eine solche Entfaltung fügt sich nicht dem Begriff der Entscheidung allein. Die Idee eines Zusammenspiels, auf die auch Schmitts Argumentation und sein Plädoyer für »radikale Begrifflichkeit« sich berufen, verändert ihre Funktion. Das Vollziehen eines Ähnlichmachens geschieht als symbolischer Prozess doppelten Sehens. Welt präsentiert sich als dargestellter Raum mehrfacher Bestimmtheit. Für Schmitt hingegen bleibt die Welt ein empirischer Raum der Gegensätze.

Bezogen auf die politische Situation Hadleyvilles zielt die Reflexion des Zuschauers nicht auf Eindeutigkeit, die Gegensätze zum Verschwinden bringt. Vielmehr erzeugt die Darstellung eine Transformation der Unterscheidungen in eine Ordnung der Differenz von Handlung und Beobachtung. Will Kane trifft eine Entscheidung, die durch sein Ethos und das Symbol des Sterns zu erklären ist. Weil

aber die Erklärung der Prozess ist, den die Figur vollzieht und symbolisiert, ist sie nicht bündig als Grund zu formulieren: Kane verweigert seiner Frau die Erklärung für sein Handeln, weil dafür »keine Zeit« sei. Anders ist es für uns, die Zuschauer, wenn wir den Film gesehen haben: Dann verknüpft die Figur im Film alle Gegensätze und »ist« deren Erklärung. Kane verbindet Orte, Institutionen, Amtsinhaber und Personen der Stadt ebenso wie deren Vergangenheit und Zukunft. Durch ihn sehen wir die Ordnung der Unterscheidungen als Ordnung. Inmitten der Menschen ist Kane einsam. Weder religiöser Glaube, politisches Mandat, das Recht oder erworbene Verdienste helfen ihm. Nach seiner Entscheidung, die das Vakuum des Souveräns momenthaft ausfüllt, verwandelt Kane sich nicht etwa zum Souverän der Stadt. Das wiederum hätte der Bandit Frank Miller getan, wenn er Kane getötet hätte. Kane verlässt die religiöse und politische Gemeinde – als Mann, nicht als Marshal – und hinterlässt mit dem in die Straßenmitte fallenden Stern eine Leerstelle. Für die Zurückbleibenden stellt diese Leerstelle eine Aufforderung dar, über die Zukunft der Stadt zu entscheiden. In der Mitte der Straße, in der Mitte der Stadt und in der Mitte der Bürger offenbart das Zeichen des Sterns die Bedeutung des Symbols und ruft nach jemandem, dessen Ethos die Idee Gottes mit der Idee des guten Staates zusammenbringt. Was »genommen« werden muss, ist nicht die Macht, sondern der Stern. Der Stern jedoch ist kein bloßes Ding, sondern eine zur Gewohnheit gewordene Praxis. Sie ist kein Gegenstand theoretischen Lernens: Betrachten wir die Geschichte mit den Augen eines weltklugen Geschichtskenners, wie der Richter es ist, werden wir kaum an ein Lernen aus der Vergangenheit glauben. An die Stelle des Wissens setzt die Darstellung des Films ein Zeigen. Kane gibt in seinem Handeln und mit seinem Weggang ein Beispiel, das sich an uns, die Kinozuschauer, wendet. Um aus seinem Beispiel zu lernen, müssen wir die Ordnung der Gegensätze verstehen. Dann sehen wir ein, dass Gegensätze nicht unüberwindbar sind, denn sie basieren auf Unterscheidungen. Unterscheidungen zu Gegensätzen zuzuspitzen, führt in das Dilemma des Nicht-handeln-Könnens, aus dem scheinbar nur eine Dezision hinausführt. Mit Recht verweist der Pastor auf seine Nichtzuständigkeit für politische Entscheidungen – und verstößt eben dadurch gegen den Geist des Evangeliums, wie Ezra ihn zur Geltung bringt. Echter Glaube und wahre Gerechtigkeit sind nicht aus den Texten – der Bibel oder dem Gesetzbuch – abzuleiten. Erst im Spiegel der Bücher, die im Ernstfall zugeschlagen werden, erkennen wir den Unterschied von Text und Wirklichkeit. Kane wird in seiner Darstellung für uns mit der Figur Christi vergleichbar: von seinen Mitmenschen verraten, setzt er für alle sein Leben ein. Seine weitere Anwesenheit nach dem Ausnahmezustand, seine Wirklichkeit, kann nur in seiner Abwesenheit – Kanes Verlassen der Stadt oder Christi Himmelfahrt – bestehen. Denn wirklich ist der Stern – wie Christus – als »Idee«, die in ihren Darstellungen und weniger in ihren persönlichen Repräsentanten existiert. Erlöst wird die Welt in der Welt durch den als abwesenden anwesenden Christus und durch Bürger, die den Mut finden, in der Nachfolge Will Kanes den Stern aus dem Staub zu »nehmen«.

Als Gottmensch besitzt Christus eine Doppelnatur, und der Einzelne besteht nach christlichem Glauben aus Körper und Seele. Kane verkörpert ebenfalls zwei Wirklichkeiten: Eine empirische als filmreale Figur und eine Wirklichkeit als Filmfigur. Beide Naturen bringen wir als Zuschauer mit Hilfe der filmischen Darstellung in eine Relation doppelter Beobachtung. Will Kane wird zu einer Darstellung, die den Zusammenhang von Metaphysik, Politik und Religion konkret vor Augen führt. Im Spiegel dieser Darstellung zeigt sich die Abstraktheit der Begrifflichkeit Schmitts. Zinnemanns Film lässt uns im Bild die Einheit der Differenz von Zeichen und Welt sehen. Zwischen Realität und Filmwirklichkeit wiederholt sich dieses Verhältnis: Wir beobachten unsere Realität im Spiegel einer Filmrealität, um zu unserer Welt einen Abstand einnehmen zu können, der das Sehen anderer Möglichkeiten des Wirklichen ermöglicht. Damit öffnet sich im Blick auf Anderes – in die imaginäre Welt des Films – der Blick auf die Welt und das Selbstverständnis des Zuschauers. Statt von der wirklichen Welt wegzuführen, führen Darstellungen auf diese Welt zu. Welt erscheint als Welt – das heißt als Offenheit, in der Entscheidungen ohne letzte Gewissheiten getroffen werden müssen – in der Differenz ihrer selbst. Dafür hat die christliche Tradition den Begriff Gottes zur Verfügung. Die Funktion dieses Begriffs existiert auch im Konzept der Darstellung als eines Unterscheidungsdiagramms. Reflexives Sehen geht mit der Einsicht einher, dass wir nicht unmittelbar aus der Darstellung auf unsere Wirklichkeit schließen dürfen: Es gibt keine direkte Analogie zwischen Hadleyville und unserer Gegenwart, aus der wir Entscheidungen ableiten könnten. Ebenso wenig können wir aus dem Begriff Gottes auf die Welt schließen und Analogien zwischen Gott und Souverän behaupten. Reflexives Sehen gelingt mit Hilfe von Darstellungen, die keine Wirklichkeit analog repräsentieren, sondern dem Denken einen Umweg eröffnen, der die Form der Unterscheidungen als Transformationsprozess kenntlich macht. Wie für Cusanus im Gleichnis alles Empirische gleichen Rang einnimmt, so betrachten wir in kontingenten Filmwelten Möglichkeiten unserer Welt. Dabei verstehen wir, dass es auf den klugen Umgang mit Unterscheidungen ankommt: Die *complexio* darf über die *coincidentia* nicht die Oberhand gewinnen. Andernfalls könnten wir weder Filme wie Gleichnisse noch unsere Wirklichkeit als eine Variante des Möglichen betrachten. In beiden Fällen würden wir entscheidungs- und handlungsunfähig. Eben darin besteht die Einheit der Differenz von Metaphysik, Politik und Religion: Es handelt sich um Unterscheidungs-, nicht nur um Entscheidungsordnungen. Welt als Darstellung zu reflektieren heißt, keine Wirklichkeit als absolut zu betrachten. An die Stelle von Einheitskonzepten tritt eine wissende Nichtübereinstimmung, die sich im Vollzug einer Darstellung als Diagramm einer Welt realisiert. Der klassische Terminus dafür heißt Theorie.

4. Unterscheidung oder Unterschied? Tugend und Gewohnheit

High Noon zeigt uns auch etwas über die Kirche als Organisation, wenngleich in anderem Sinne als für Carl Schmitt. Im Film ist die Kirche ein Ort der Grenzen und des Kreuzens von Grenzen. Die religiöse Idee der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi, wie sie in der Messe vollzogen wird, wiederholt sich auf verschiedenen Ebenen als Verwandlung von Unterscheidungen und Beobachtungsformen. Zunächst wird aus der Versammlung der Gläubigen eine Versammlung der Bürger. Im Namen der Vernunft und um Aufregung in Argumente zu verwandeln, schließen die Erwachsenen die Kinder aus. Kinder wissen noch nicht, wie Unterscheidungen funktionieren. Deshalb sind sie es aber, die lernen können. Darin gleichen sie dem Kinozuschauer, der seinerseits schauen darf, ohne die Optionen schon zu kennen und ohne urteilen zu müssen, weil er von der Filmwirklichkeit ausgeschlossen bleibt. Argumente verwandeln sich in Rhetorik und Pragmatik. Das Problem, um das es geht, wird nicht etwa gelöst, sondern mit Worten solange umgewandelt, bis es verschwindet. Religion und Politik begegnen sich räumlich, persönlich und amtlich in der Kirche in Gestalt des Marshals, des Pastors und des Bürgermeisters. Geführt durch die Kamera, kreuzen Zuschauer diese Grenzen und beobachten Gegensätze. Wir verstehen dabei, dass es sich um kontingente Unterscheidungen, nicht um einfache Oppositionen handelt, die in der Verschiedenheit von Sachen gründen. Die Kirche lässt Gegensätze hervortreten, die sich im Blick des Beobachters relativieren. Kirche zeigt sich im Film durch den Vollzug simultaner Unterscheidungen für Beobachter. Insofern existiert sie nicht nur als filmreales Gebäude und filmreale Institution, sondern als Idee. Darin gleicht sie dem Sternsymbol, und deshalb ist sie in der Filmwirklichkeit Hadleyvilles wie auch in der Wirklichkeit des Kinopublikums real. Ihre Realität als Idee erschließt sich über eine *coincidentia*, nicht eine *complexio oppositorum*.

Zinnemanns Film zeichnet die Kirche weniger als Organisation denn als Unterscheidungsform. In Gestalt ihres Repräsentanten, des Pastors, möchte sie in Hadleyville keine politische Entscheidung treffen, die zum Tod von Menschen führen kann. Zwar ist sie mit allen Machthabern zurechtgekommen, aber darum, weil sie auf jede Entscheidung bis auf eine verzichtete: nicht politisch zu entscheiden. Darin meldet sich der moralische und eschatologische Rigorismus des Pastors, sich aus der Welt herauszuhalten. In einem säkularen Staat markiert das die Grenze des Religiösen und zugleich die Auffassung von Religion als Privatangelegenheit. Die Grenze der Religion ist politische Indifferenz. »Mein Reich ist nicht von dieser Welt«, lässt Johannes Jesus sagen (Joh 18, 36). Als begriffliche Unterscheidung bleibt diese Grenze abstrakt. Sie demonstriert ihre Begrenztheit angesichts der existentiellen Frage nach dem guten Staat. In Gestalt des Bürgermeisters erleben wir, wie Interessen den Blick auf das Gute färben. Sie legen Entscheidungen nahe, deren fatale Konsequenzen wir schon aus Athen kennen. Wir erleben auch, wie gerechte Empörung und Hilfsbereitschaft gar nicht in die Form des Politischen gelangen. Kanes Entscheidung ist weder nur politisch noch nur religiös oder nur metaphysisch

zu verstehen. Gerade deswegen stellen Empörung und Hilfsbereitschaft im Film die Verbindung von christlicher Nächstenliebe und politischer Entscheidung her – jedoch nur im Film und nur für einzelne Personen. Was zu einer Entscheidung führt, ist Kanes Ethos. Dieses Ethos wiederum lässt sich weder aus der Bibel noch aus dem Gesetzbuch ableiten. Es unterwirft sich auch keinen politischen Mehrheiten. Ein Ethos ist vernünftig unbegründbar, ohne im Geringsten willkürlich oder dezisionistisch zu sein. Zugleich ist es die Möglichkeitsbedingung für die Funktion aller Unterscheidungen. Existenz gewinnt es in der Praxis: aus Gewohnheit, die Unterscheidungen habituell wahrscheinlich macht (vgl. Oelkers 2010, S. 101–123). Nicht Gelehrsamkeit und Wissen, konsequente, auf Eingewöhnung in eine gute Praxis beruhende Handlungsbereitschaft ist seine Grundlage. Ein solches Ethos zielt weniger auf persönliche Eigenschaften denn auf eine habituell sedimentierte Organisation von Kommunikation. Aristoteles (vgl. 1990) hat das mit dem Begriff der Tugend zum Ausdruck gebracht.

Darin ist ein Ethos zunächst reflexionsfrei. Erst Darstellungen ermöglichen seine Beobachtung. Solche Reflexionen bleiben, obwohl Praxis eines Vollzugs, doch Theorie. An ihnen sehen Beobachter, dass sie aus Darstellungen allein kein Ethos lernen können, aber nur mit Hilfe von Darstellungen zur Reflexion der Praxis gelangen, ohne die gute Praxis misslingen müsste. Empirisch existiert die Idee der guten politischen Ordnung wirklich in Form ihrer Differenz zur Wirklichkeit. Es handelt sich um eine Reflexionskategorie, mit deren Hilfe wir die Kontingenz der Wirklichkeit in Darstellungen beobachten. Kontingent ist Wirklichkeit aber nicht bloß als das Andere ihrer Darstellung, denn Darstellung und Welt bilden die Einheit der Differenz einer Form des Bestimmten. Dieser Zusammenhang zwischen Idee, Darstellung und Wirklichkeit war zur Zeit ihrer Formulierung in der Philosophie Platons wie im griechischen Theater präsent. Sie kommt auch in Hegels Staatsphilosophie zum Ausdruck, wenn davon die Rede ist, dass man bei der Idee des Staates »nicht besondere Institutionen, ... vielmehr die Idee, diesen wirklichen Gott, für sich betrachten« müsse (Hegel 1821/1984). Weil der Staat in Hegels Augen die Konkretion der Freiheit in Wille, Wissen und Institutionen ist, offenbart sich in ihm Gott. Hegels Philosophie des Absoluten findet ihr politisches Zentrum ebenso im Denken des Staates wie die klassische Philosophie im Denken der Polis. Philosophie und Theater führen uns zeitgleich entdeckte Möglichkeiten einer als Form bewusst gewordenen Einheit der Differenz von Darstellung und Welt vor. Sie beschreiben Praktiken des Erzeugens einer *coincidentia oppositorum* durch den symbolischen Vollzug von Darstellungen.

5. Souverän oder Absolutes? Idee und Organisation

Kirche zeigt sich in Zinnemanns Film als Funktion, durch die sich Unterscheidungen aufeinander beziehen. Ihre Wirklichkeit ist eine doppelte: einerseits die am Verhalten ihres Repräsentanten, des Pastors, zum Ausdruck kommende Wirklich-

keit in Hadleyville, andererseits die Form des Zusammenhangs von Metaphysik, Religion und Politik für den Zuschauer. Eine *complexio oppositorum* wäre sie für den Zuschauer nur im Modus einer *coincidentia oppositorum*: als Darstellung einer Filmrealität, die in ihrem Vollzug die Differenz zu einer *coincidentia oppositorum* bezeichnet. Die »Idee« der Kirche benötigt Figuren wie Christus – oder wie Will Kane. Aber solche Figuren machen die Idee als Vollzug eines Symbols – als bestimmte Unbestimmtheit, Leerstelle und Differenz – sichtbar und denkbar. Auf den Mann, auf den filmreal alles ankommt, kommt es in der Wirklichkeit des Symbols, das die Filmwirklichkeit mit der Wirklichkeit des Zuschauers verbindet, nicht an. Ein Amt ist für diese Figuren nicht entscheidend. Wesentlich ist ihnen das Gesehenwerden. Ihre Realität ist eine öffentliche. Gerade einsame Entscheidungen müssen im Kino öffentlich werden. Ansonsten erlangt die Idee keine Wirklichkeit, besteht doch ihr Kern in der Darstellung, die wir als Beobachter vollziehen. Wirkliches und Imaginäres gehören zusammen, damit ihre Differenz, unter anderem politisch, entfaltet werden kann – wie in diesem Text. Erst wenn Unterschiede nicht wie einfache Gegensätze aufgefasst, sondern als kontingente Unterscheidungen betrachtet werden, werden Entscheidungen möglich, die nicht mit dem Anspruch des Absoluten auftreten, weil sie damit rechnen, von anderen beobachtet zu werden. Eine Philosophie der Darstellung pflegt die Einheit der Differenz von Darstellung und Welt, Wirklichem und Imaginärem, Zeichen und Realität. Form gewinnt sie als Vollzug von Prozessen des Unterscheidens und Ähnlichmachens. Denn Zeichen sind Funktionen des Unterscheidens, die trennen und verbinden (vgl. Rustemeyer 2006).

Aus der Sicht Carl Schmitts kommen im Problem des Souveräns die Form als Form, die Form als Entscheidung und die Entscheidung als Absolutes zur Deckung. Der Souverän wird zur Repräsentation des Absoluten in der Kontingenz des Entscheidens. Entscheidung gründet, als paradoxe Form, in der Faktizität des Vollzugs. Nikolaus von Kues hingegen betrachtet das Absolute im Modus einer symbolischen Reflexion des Unterscheidens von Unterscheidungen. Absolutes zeigt sich nicht in der Kontingenz des Entscheidens, sondern in der Kontingenz der Unterscheidungen im Blick auf ein nur indirekt Darstellbares: als Koinzidenz von Absolutem und Reflexion. Das ist ein Unterschied in der Welt ums ganze: Nikolaus' Philosophie gleichnishafter Reflexion legt eine Kritik des Absolutismus im Zeichen des Absoluten nahe. Gott offenbart sich nicht empirisch, wie bei Schmitt, sondern in der reflexiven Darstellung der Welt: in uns als Beobachtern. Aus der Praxis der Reflexion erwächst damit eine Praxis der Kommunikation, denn jede Darstellung bleibt eine Darstellung in der Welt. Sie ist nicht absolut. Nicht der Ausnahmefall und die Gewalt, sondern der Frieden bildet darum den Fluchtpunkt seiner Reflexion.

High Noon lädt, am Beispiel der Kirche, zur Verschiebung unseres Blicks auf Organisationen ein. Betrachten wir Organisationen nicht als Entitäten, sondern als Kommunikationsprozesse, ist die Kirche keine Organisation im Sinne Schmitts (vgl. Weick 1969/1994). Eher handelt es sich um Gelegenheiten des Miteinanderhandelns, die sich daraus ergeben, dass Akteure wechselseitig das Unterscheiden

anderer beobachten und ausnutzen. Im Nachhinein lassen sich vielleicht Ziele oder Ideen benennen. »Ideen« können wir aber nur retrospektiv den Darstellungen solcher Prozesse entnehmen. Deshalb kann Will Kane seiner Frau sein Handeln nicht erklären, denn dazu müsste die Geschichte – der Film – gesehen worden sein. Selbsttransparenz und argumentative Vernunft erweisen sich als ebenso illusionär wie ein Apriori des Guten. Die Idee der Kirche entpuppt sich als das »X« der Organisation: »Es besteht genau in dem, was die Organisation voraussetzen muss, während sie operiert, ohne dass sie es selbst herstellen, geschweige denn garantieren könnte« (Baecker 2007, S. 28). An der Organisation Kirche können wir Formen jeder Organisation, auch des Staates, beobachten. Doch was wir sehen, unterscheidet sich von der Sicht Carl Schmitts. Die Filmszene zeigt am Beispiel der Kirche die Situation der Stadt. Wir haben es mit einem Arkanum des Unterscheidens zu tun, das so öffentlich ist wie die Mainstreet Hadleyvilles. Darum ist dieses Arkanum, als Form des Unterscheidens und Entscheidens, politisch. Dieses öffentliche Arkanum ist, so schlägt *High Noon* uns vor, der Kern demokratischer Gesellschaften: ihr Ethos. Dieses Ethos besteht, indem es ständig erprobt und wiederholt wird. Kontinuität gewinnt es, weil mit ihm Welt als Offenheit vor Augen tritt. Kontinuität und Offenheit setzen Vergleiche voraus, die in Darstellungen existieren. Der apodiktischen Form einer bloßen Entscheidung hingegen entzieht es sich, obwohl und weil es in Entscheidungen zum Ausdruck kommt. Darum zu wissen, erfordert Darstellungen, in denen Gegensätze zu Diagrammen von Unterscheidungen werden können. Sie zeigen uns Beispiele der Einheit der Differenz von *coincidentia* und *complexio oppositorum*. Von der griechischen Tragödie bis zum Kino.

Literatur

- Aristoteles (1990): Politik. Hamburg: Meiner.
- Baecker, D. (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Espejo, P. O. (2006): Does the thesis of Political Theology entail Decisionism? Paper prepared for presentation at the Western Political Science Association meeting, Albuquerque, NM. http://www.allacademic.com/meta/p_mla_apa_research_citation/0/9/7/5/8/p97584_index.html. webloc [30. Oktober 2011].
- Flasch, K. (1998): Nikolaus von Kues. Geschichte einer Entwicklung. Frankfurt: Vittorio Klostermann.
- Hegel, G. W. F. (1821/1984): Grundlinien der Philosophie des Rechts. Werkausgabe Bd. 7. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nikolaus von Kues (1982): Trialogus de possest. In: Gabriel, L. (Hrsg.): Theologisch-philosophische Schriften, Bd. II. Wien: Herder, S. 267–359.
- Oelkers, J. (2010): Demokratie, Globalisierung und Bildung – Ein historischer Blick. In: Außenanger, St./Hamburger, F./Ludwig, L./Tippelt, R. (Hrsg.): Bildung in der Demokratie. Opfaden, Farmington Hills: Budrich, S. 101–123.
- Rustemeyer, D. (2006): Oszillationen. Kultursemiotische Perspektiven. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Rustemeyer, D. (2009): Diagramme. Dissonante Resonanzen: Kunstsemiotik als Kulturtheorie. Weilerswist: Velbrück.

- Rustemeyer, D. (2012): Darstellung. Philosophie des Kinos. Weilerswist: Velbrück.
- Schmitt, C. (1923/1984): Römischer Katholizismus und politische Form. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmitt, C. (1922/1993): Politische Theologie. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Scholem, G. (1948/1968/2010): Das Davidschild. Geschichte eines Symbols. Berlin: Jüdischer Verlag.
- Weick, K. (1969/1994): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.